Nummer 388. XXIII. Jahrgang. **Abend-Ausgabe.** Donnerstag, 2. August 1894.

Berliner Tageblatt

und Handels-Zeitung.

Unsere Agrarier in konservativer Beleuchtung.

Daß unsere Agrarier durch ihre maßlosen Agitationen, welche sie gegen die gesammte Politik in Staat und Reich unterhalten, gerade die Vereinung des wahren konservativen Staats- und Gesellschaftsgedankens bilden, ist liberalerseits oft genug behauptet worden. Ungleich bemerkenswerther muß indessen solch eine Auffassung von dem Wesen unseres Agrarierthums erscheinen, sobald sie einem mit konservativen Ideen erfüllten Kopfe entstammt. Freilich sind diese konservativen Ideen, welche Herr Carl Jentsch in einer soeben veröffentlichten Schrift „Neue Ziele, neue Wege" (Verlag von Grundow, Leipzig) auseinandersetzt, und welcher wir das in nachfolgenden Zeilen enthaltene Urtheil über die agrarische Bewegung entnehmen, mit denen der preußischen Junker nicht zu verwechseln. Nachdem unser Gewährsmann sämmtliche politischen Parteien hat Revue passiren lassen — es darf hierbei nicht verschwiegen bleiben, daß auch die Deutschfreisinnigen nicht mit Sammetpfötchen angefaßt werden —, entwirft er von den Agrariern und ihrem Treiben folgende Schilderung:

„Bequemen modernen Brauche folgend, verstecken die Agrarier ihre werthen Personen hinter der Abstraktion Landwirthschaft. Da ist denn nun gleich die in Umlauf gesetzte Redensart „Noth der Landwirthschaft" reiner Unsinn. Die Landwirthschaft kann nicht Noth leiden. Darniederliegen, eingehen lassen, ein Gut betrieben werden, das kann sie, aber von alledem ist in unserem Vaterlande Gott sei Dank keine Rede; ist es doch eine Wonne, von Nord nach Süd, von Ost nach West durch seine wohlangebauten Fluren zu fahren!"

Dieses große Verdienst um die Landwirthschaft haben sich vielfach kluge, unternehmende Rittergutsbesitzer erworben. Aber, so fragt unser Gewährsmann, sind es gerade die gegenwärtigen Führer der Agrarier, welche sich durch solche Verdienste um die Landwirthschaft ausgezeichnet haben? Einige wirklich tüchtige Landwirthe haben sich ja verlocken lassen, untergeordnete Führerstellen anzunehmen, aber von einigen flotte Lebemänner sind. Und wissen wir, daß sie Hauptschreier um theilt er nach diesen allgemeinen Vorbemerkungen die über Noth klagenden Gutsbesitzer in vier Klassen. Zur ersten zählt er die „notorisch" reichen Herren, die sich bedrückt fühlen, weil die Einnahmen aus ihren Landgütern nicht in dem Maße zunehmen, wie es der „ungeheuerliche" Reichthumsbegriff unserer Zeit erfordert. Vortrefflich gesagt; ebenso wie die Nutzanwendung, daß der Gram hierüber berechtigt und erklärlich sein mag, daß er indessen „das Volk, den Staat und die Politik nichts angeht".

Die zweite Klasse besteht aus jenen Junkern alten Stils, die grundsätzlich doppelt so viel ausgeben, als sie einnehmen. Ihre landwirthschaftlichen Studien haben diese Herren meistens am Spieltische gemacht, und ihre Söhne setzen diese Art von Studium fort. Den Staat und die Politik, so meint Herr Jentsch wiederum sehr richtig, geht auch diese Art Noth nichts an. Von diesen beiden Klassen, die „hoffentlich nicht sehr zahlreich sind", wird die agrarische Agitation vorzugsweise geschürt.

Die dritte Klasse besteht nun wirklich aus Noth leidenden Besitzern. Allein diese Noth kann durch die von den Agrariern vorgeschlagenen Mittel nicht gehoben werden. Die vierte Klasse Noth leidender Grundbesitzer bilden diejenigen, die entweder durch Liederlichkeit oder durch schlechte Wirthschaft oder — was der häufigere Fall ist — durch Erbtheilung in Schulden gerathen sind, und deren Untergang durch Wucher, Steuerdruck, durch eine schlechte Hypotheken- und Subhastationsordnung beschleunigt wird. Diesen Uebeln hat das bäuerliche Genossenschaftswesen in Westdeutschland schon einigermaßen abgeholfen und wird ihnen in Zukunft noch weiter abhelfen. Wenn sich also ein Theil unseres Bauernstandes wirklich in Noth befindet, so sind doch nach der Ansicht des konservativen Herrn Jentsch die durch den Bund der Landwirthe verbreiteten Schilderungen übertrieben:

Es giebt einen kräftigen, stellenweise reichen Bauernstand in Deutschland, der nicht erst gerettet, sondern nur befestigt und ausgebreitet zu werden braucht. Aber durch den Anschluß dieser Bauern an den Bund der Landwirthe würde dieses Ziel nicht erreicht werden, „denn dieser Bund wirkt der Gesundung, Kräftigung und Vermehrung des Bauernstandes in mehrfacher Weise entgegen. Er versucht, die östlichen Bauern in jener Abhängigkeit vom Junker zu erhalten, die abgeschüttelt werden muß, wenn sie gleich ihren westdeutschen und niedersächsischen Brüdern den Weg korporativer Selbsthilfe beschreiten sollen ... Er hält geradezu von Veranstaltungen korporativer Selbsthilfe ab, indem er die Bauern verleitet, ihr Heil von der Staatshilfe zu erwarten und zunächst von hohen Agrarzöllen, denen er eine übertriebene Bedeutung beilegt; und er verschlimmert die oben beschriebene eigentliche Noth des Gutsbesitzerstandes, indem er durch künstliche Mittel und Staatszwang die Rente und damit den Kaufpreis der Landgüter zu erhöhen strebt. Die Höhe des Bodenpreises ist ja eben die Ursache alles modernen Elends! Lasse man zehntausend ostelbische Rittergutsbesitzer bankerott werden (so viele der Staat und das Volk brauchen, blieben dann immer noch übrig), und siedele man auf der frei gewordenen Fläche, die wohlfeil zu kaufen wäre, eine Million mittlere und Kleinbauern an — das wäre bauernfreundliche, das wäre staatserhaltende Politik! Es gehört ein merkwürdiger Unverstand dazu, den Bund der Agrarier als ein Gegengewicht gegen die Sozialdemokratie zu empfehlen, wie bundesfreundliche Blätter thun. Die Politik der Agrarier will ja eben jene großen Güter, die dem Vaterlande so viel geschadet haben, und die jetzt glücklicher Weise dem Bankerott nahe sind, durch Besteuerung der Lebensmittelverzehrer, d. h. der armen Volksmassen, noch weiter lebensfähig erhalten, will die Latifundienwirthschaft den industriellen Gegenden und Orten beschäftigungslose Proletariermassen anhäufen. Ueber Zollfragen läßt sich streiten. Worüber sich aber nicht streiten läßt, das ist die Anmaßung eines kleinen Bruchtheils der Bevölkerung, zu verlangen, daß alle Zollfragen lediglich nach seinen Wünschen entschieden werden."

Für diese deutliche, unumwundene Sprache muß man diesem konservativen Beurtheiler unserer Agrarier nur Dank wissen. Ob er mit seiner Vermuthung Recht behalten werde, daß vielleicht keine zehn, keine fünf Jahre vergehen, und „wir sehen die Agrarier wenigstens einiger Provinzen wieder an der Spitze der Freihändler marschiren," das muß und kann allein die Weiterentwicklung unserer wirthschaftlichen Verhältnisse lehren. Vorläufig ist zu dieser Sinneswandlung unserer verblendeten agrarischen Sozialisten noch keine Aussicht vorhanden.

Vom chinesischen Kriegsschauplatz.

Nachdem nach amtlicher Mittheilung Japan formell den Krieg gegen China erklärt und davon gestern den Vertretern der Mächte in Tokio Mittheilung gemacht hat, wird die britische Regierung einem Londoner Telegramm zu Folge ohne Verzug ihre Neutralität ankündigen und die nöthigen Schritte zum Schutze der britischen Interessen thun.

Der Untergang des „Kowshing" läßt die politische Welt noch immer nicht zur Ruhe kommen. Der Korrespondent des „Reuterschen Bureaus" in Yokohama hat am 31. Juli von der japanischen Marineverwaltung einen eingehenden Bericht über den Zusammenstoß bei der Insel Fantao am 25. v. Mts. erhalten. Danach hätte nach mehreren Bewegungen von beiden Seiten das chinesische Kriegsschiff „Chenyuen" einen Torpedo geschleudert, der den japanischen Kreuzer „Naniwa" fehlte. Darauf wurde der Kampf ein allgemeiner. Die chinesischen Schiffe wurden in die Flucht geschlagen, die Japaner forderten den Transportdampfer „Kowshing" auf, sich zu ergeben. Der Kommandant des Schiffes ergab sich, während die chinesischen Truppen ihre Unterwerfung verweigerten, so daß schließlich der „Naniwa" gezwungen war, Feuer zu geben und den „Kowshing" zum Sinken brachte. An Bord desselben befanden sich 4 Bataillonschefs, 5 Kompagniechefs, 1100 Soldaten und 6 Feldgeschütze. Der Kommandant des „Kowshing" und eine Anzahl Anderer wurden von den Booten des „Naniwa" gerettet.

Ueber die völkerrechtliche Seite des Zwischenfalles macht die japanische Regierung dem Agenten des Reuterschen Bureaus noch folgende Mittheilungen:

„Die Verhandlungen, welche in Peking durch die gütige Vermittlung der Mächte geführt wurden, waren einem befriedigenden Abschluß nahe, als China plötzlich der japanischen Regierung durch die vermittelnden Mächte mittheilen ließ, daß Japan sofort seine Schiffe aus den chinesischen Häfen abberufen müsse. Sollte Japan nicht stürmisch darauf eingehen und zugleich allen von den Chinesen am 10. Juli gestellten Forderungen genügen, so werde die Kriegsmacht Chinas zur Offensive übergehen. Japan betrachtete das als Ultimatum in „optima forma". Dennoch nahm die japanische Regierung auf den Rath der vermittelnden Mächte die chinesischen Vorschläge im Prinzip an und stellte nur einige Abänderungsanträge. Zugleich aber erklärte es, daß jedes Vorrücken der chinesischen Macht zu Wasser und zu Lande als Drohung aufgefaßt werden würde. Die japanischen Befehlshaber erhielten den Befehl, auf der Hut gegen einen chinesischen Angriff zu sein.

Das kleine japanische Geschwader, welches mit der chinesischen Flotte in Konflikt kam, war höchst wahrscheinlich nur auf einer Rekognoszirung begriffen. Der Befehlshaber des Geschwaders glaubte augenscheinlich, daß die Chinesen ihrer Ankündigung gemäß am 20. d. Mts. die Feindseligkeiten eröffnen wollten. Unter diesen Umständen ist es nicht verwunderlich, wenn der japanische Kreuzer die von der Marinetaktik vorgeschriebenen Vorsichtsmaßregeln traf. Die wahren Thatsachen über den Untergang des chinesischen Transportschiffes sind wahrscheinlich ganz andere, als die chinesische Erzählung sie angiebt. Selbst wenn das Transportschiff die britische Flagge führte, was man hier nicht glaubt, war der japanische Geschwaderbefehlshaber dazu berechtigt, dieses nur für eine Kriegslist anzusehen. Er konnte nicht glauben, daß ein britisches Kauffahrteischiff feindliche Truppen zu einer Zeit an Bord haben würde, wo die chinesische Regierung ihre Absicht schon erklärt hatte, Zwangsmaßregeln gegen Japan zu ergreifen. Wenn es heißt, daß die japanischen Maschinenkanonen die auf Deck des chinesischen Transportschiffes befindlichen Menschen niedergemäht haben, so wird diese Meldung in Japan mit der größten Entrüstung aufgenommen. Hier in Japan glaubt man, daß Boote erst ausgesetzt wurden, nachdem das Feuer aufgehört hatte, und das lediglich zu dem Zwecke, um Menschenleben zu retten. Bald werden die Einzelheiten des Falles von unparteiischer Seite bekannt gegeben werden und darauf wird das Urtheil ein anderes werden."

Eine ganz andere Darstellung von dem Untergange des „Kowshing" giebt der ehemalige preußische, jetzt in chinesischen Diensten stehende Hauptmann v. Hannecken, der sich zur Zeit der Katastrophe an Bord des „Kowshing" befunden hat, und zu den wenigen Ueberlebenden zählt. Unser Londoner B-Korrespondent sendet uns darüber folgendes Privat-Telegramm:

Die Times erhält aus Cheefoo einen, wie sie sagt, von dem geretteten Kapitän v. Hannecken vor dem britischen Konsul beschworenen Bericht über den Untergang des „Kowshing". Danach hatte der japanische Admiral, der die Matsushima, die von zwei anderen Kriegsschiffen begleitet war, bei sich hatte, als er den britischen Steamer „Kowshing" mit 1600 Mann in den koreanischen Gewässern 40 Meilen von Chemulpo erblickte, diesem signalisirt „haltet, oder traget die Folgen". Der „Kowshing", welcher die britische Flagge führte, ging sofort vor Anker. Die Kriegsschiffe dampften weiter. Der Kapitän des „Kowshing", im Vertrauen auf die britische Flagge, weigerte sich jedoch, das Ankertau ganz ablaufen zu lassen, angeschlossen, die trotz ihres hohen Alters dem Sonnenbrande trotzen, sind die beiden großen, unversöhnlichen Gegner Francesco Crispi und ... Papst Leo XIII. Der Eine, weil ihn die Legende der vatikanischen Gefangenschaft in seiner, übrigens recht schattigen und kühlen Parkvilla festhält; der Andere, weil das süße Gefühl der Macht ihm nirgends so gegenwärtig ist, als hier in Rom, wo außer ihm nun keiner mehr gebietet, dann auch weil er — der Sizilianer — einer der wenigen italienischen Politiker ist, der arbeitet wie ein chinesischer Kuli.

Wie schlägt man nun in Rom im Juli und August — (Eugen Wolf sagte mir im letzten Jahre geradezu, Afrika sei ein Eisbeutel gegen die ewige Stadt) die minder kühlen Stunden todt? Die Theater sind mit Ausnahme einer elenden Schmiere geschlossen, geschlossen auch die großen Hotels, in deren Ahnen sich schmutzige Bettlerfamilien häuslich eingerichtet haben — die einzigen Genüsse, die geblieben, sind: ein paar Biergärten, denen der hon sens des Münchener „Bürgerbräu" soeben einen neuen, beim Bahnhof, zugesellt hat; einige mehr oder minder faule Zingeltangels, die bis lange nach zwölf Uhr ihr schauerlich-schönes „Tararabumba" in die Nacht hinausheulen (dieses herrliche Lied, das bereits bis nach dem Bergnest Rocca di Papa vorgedrungen und sogar von der dicken, Wirthin Filomena melodisch getrillert wird, zum langgezogenen Gejammer der Esel); — endlich noch, als letzter Genuß, die Wonne des Römers, die Piazza Colonna, wo das von seiner Triumphreise nach Deutschland zurückgekehrte Stadtorchester, abwechslungsweise mit Militärmusik, spielt. Bei einer Tasse Kaffee vor Bonzi und Singer oder in einer der anderen, etwas weniger feinen Konditoreien und Kaffeehäuser, sitzt nun der in leichtesten Billeggiaturstoff gekleidete, gelbbeschuhte Autochthone mit Frau, Kind und Kegel, und amüsirt sich köstlich bis nach elf Uhr — und das ganze Vergnügen kostet ihn, selbst wenn die Signora und die Kinder zusammen ein Eis und etwas Backwerk naschen, noch keinen Franken! Da geht es in den paar Gambrinustempeln anders zu, wo sich die vollste Börse ruinirt und ein einziger Mahlzeitstuck fast so hoch zu stehen kommt, wie ein Frühstück im Restaurant. Item — allen Reflexionen zum Trotze thut man's ja doch und ganz besonders, wenn man glücklicher Strohwittwer ist, wie Schreiber dieses.

Da ist dieser Tage urplötzlich eine neue Aristokratie aus dem Boden geschossen, die im ersten Augenblick frappirend wirken mußte. Sitzt man zu vorgerückter Nachtstunde noch beschaulich und sich Luft zuwedelnd hinter seinem Deckelschoppen oder seinem Fiasko Chianti — der auch nicht „von Pappe" ist —, so sieht man oft in rasender Karriere gespenstige Karossen an sich vorüberjagen, bespannt mit zwei feurigen Rennern, auf dem Bock der Kutscher in nobler Livree, auf dem Wagenschlag das Adelswappen aller möglichen Herzöge, Fürsten oder Marchesi — aber statt der üppig schönen Edeldame mit dem dichten rothen Haare, statt der feurigen Principessa oder Principessina, statt des eleganten, nichtssagenden Patrizier-Sigerl mit dem Monocle im Auge, dehnt sich hier ein aufgedunsenes Höckerweib im Sonntagsstaat, mit rothen, fleischigen Armen und Händen, unförmlich aufgequollenem Busen, eine protzige Halskette um den Hals und mit trägem Froschhochmuthe zurückgeworfen in den Kissen, an die geschmiegt; statt der süße Nacken einer stolzen Schönen näre, breite Bedientengesichter. Des Räthsels Lösung ist die, daß die Mäuse tanzen, wenn die Katze fort ist — daß die Dienerschaft sich als Herrschaft fühlt, sobald die „Signori" Rom verlassen. Eine neue Aristokratie — ganz eigener Art — wie jene Aristokratie des Mob, der die ächten, blaublütigen „Aristos" an die Laterne aufknüpfte oder guillotinirte, und sich selbst an ihre Stelle und in ihre seinen Karossen setzte.

Wir leben in der Periode des „fin de siècle" —; wenn selbst königliche Prinzessinnen ohne jede Rücksicht auf das „shocking" der Philister in verführerischer Robe Zweirad fahren, wie die pikante junge Königs-Wittwe Lätitia dies in Turin gethan, so ist an dieser Wahrheit nicht zu zweifeln. Auch unser gutes altes Rom — wer hätte es sich träumen lassen? — steht heutzutage unter dem Zeichen des Velozipedes.

Abgeordnete, high life und Damen — schöne und häßliche, alte und junge — ja selbst unsere Gassenjungen kutschiren seit ein paar Wochen die sieben Hügel hinauf und hinab, daß man seines Lebens nicht mehr sicher ist; denn es fällt unseren Herren — und Damen — Velozipedisten nicht im Geringsten ein, ihr Kommen durch die Glocke zu signalisiren, wie anderwärts. Darum wird auch lustig drauf los überfahren — ein Privileg, das bisher nur die römischen Kutscher hatten und mit dem man sich schließlich nur dann abfinden kann, wenn der

Stagione morta.

(Von unserem Korrespondenten.)

Rom, Ende Juli.

(Nachdruck verboten.)

Wache ich oder schlafe ich? in schweren Tropfen rinnt der Schweiß, müd und schwer hängen die Augenlider. — Draußen im sommerlichen Rom aber herrscht Friedhofsruhe, kein Ton stört die allgemeine Siesta, höchstens das Summen der Fliegen oder die Ahnung eines fernen Schnarchens. Alles Leben, alle Bewegung ist erstickt — alles schläft und hat auch ein natürliches Patent aufs Schlafen: Der Arbeiter, der sich irgendwo im Schatten der Palazzi niederlegt, der Beamte im Büreau, der Portier in seiner Treppenloge, der Kellner im Café. Wer Rom im Winter und Frühjahr gesehen, wer den diabolischen Lärm gehört, der vom frühen Morgen an den ganzen Tag das Ohr bestürmt — der kennt die Hauptstadt nicht mehr, der glaubt sich in das verzauberte Schloß Dornröschens versetzt. Erst gegen Abend, um sechs Uhr, wenn die Sonne untergeht, wachen die Schläfer auf, füllen sich die Cafés und Bierhäuser, beleben sich Via Nazionale, Korso und Piazza Colonna, aber das Publikum von heute ist nicht mehr das von gestern; an die Stelle des „ersten" Standes ist der „zweite" und „dritte" getreten. Wohl blieb die „Signore" ist, dieselbe, aber man weiß nur zu gut, daß Alles, was „Signore" ist, längst den Staub der Hauptstadt von den Füßen geschüttelt und sich hinaus geflüchtet in Seebäder und Sommerfrische.

Das ganze fashionable Rom ist also längst über alle Berge. Den Anfang machte die reiche Aristokratie beider Farben, ihr folgte der Hof, der nach Monza, beziehungsweise Gressoney, übersiedelte, die Kammer, die Mehrzahl der Minister, endlich auch der Senat, der mit Recht den Titel „mala bestia" verdient hat, wenn auch die einzelnen Senatoren als „boni viri" zu bezeichnen wären. Er, der Senat war es, der in den kühlen Räumen des Palazzo Madama über den Finanzgesetzen schlummerte, während draußen der arme Journalist im Schweiße seines Angesichts am Federstiel nagte. Aber endlich hatte auch die „alte Garde" ausgelitten, ausgerungen und skrupellos durfte sich nun Senatus Populusque Romanus der wohlverdienten Sommersiesta überlassen — einer Siesta, an der Alles theilnimmt in Italien vom Principe bis (hoffen wir) zum Anarchisten herab. Die einzigen hervorragenden Männer, die sich dem allgemeinen Exodus nicht